

Einleitung: Warum sich die Mühe machen?

»Wir kritisieren nicht um der Kritik willen, sondern um dauerhaftere und umfassendere Werte zu erreichen und zu fixieren.«

(Dewey 1995[1929]: 377)

»Even if something is not your own thing craftsmanship has got its own beauty, and even if it misses your own taste, you cannot escape liking it. It makes its own statement and if it is well done, you have to appreciate it.«

(Gedächtniszitat)

Warum sich die Mühe machen und über Verantwortung und Kritik nachdenken? Hat die Kritik die Rede von ›Verantwortung‹ nicht längst als Machteffekt enttarnt? Und warum Anthropologie? Widersprechen nicht auch die Ansprüche der Kritik denen der Anthropologie? Ich denke, es gibt einen versteckten Pfad durch das Dickicht dieser altbekannten Themen. Einige Abschnitte dieses Weges sind stark ausgetreten, die Verbindungswege hingegen weitgehend verwachsen. Es ist deswegen umso schwieriger, die wichtigen Abzweigungen nicht zu verpassen. An dieser Stelle erst einmal eine kurze Wegbeschreibung, damit die Leserin oder der Leser entscheiden können, ob sie den ganzen Weg mit mir gehen wollen oder ob sie mir nur auf kurzen Abschnitten folgen.

Zwischenmenschliche Dimensionen der Kritik

Was Kritik ist und wie ein kritischer Standpunkt begründet werden kann, ist zwar eine akademische Frage, aber Kritik ist nicht nur etwas für Theoretikerinnen und Theoretiker. Kritik hat menschliche Dimensionen, die unter anderem daher röhren, dass wir als empfindsame soziale Wesen nicht immer rational argumentieren. Kritik bedeutet immer auch Konfrontation und löst damit Gefühle aus, nicht nur bei den Kritisierten, sondern auch bei den Kritikerinnen und Kritikern selbst. Wann ist es also angebracht, Kritik zu erheben?

Mit vielen Dingen, die uns widerstreben, können wir ganz ungezwungen umgehen. Sie sind uns in ihrer Widerspenstigkeit bereits vertraut geworden. Doch oftmals trifft uns ein Funke der Empörung unvermittelt und tief. Dann entsteht Wut. Doch die ungebändigte Wut zeigt uns nur

selten einen klaren Grund für ihr Widerstreben an. Wollen wir produktiv mit dieser Wut umgehen, dann müssen wir sie erst als eine Emotion betrachten und sie rationalisieren. Um eine Beschwerde formulieren zu können, müssen wir erst einmal selbst verstehen, was genau uns derart stört. Nur so kann Empörung zum Initial einer Kritik werden, die nicht nur dem Unmut Luft macht, sondern produktiv auf Veränderung abzielt. Diese *zwischenmenschliche Dimension* von Kritik ist aber bisher nur selten Thema der Theorie der Kritik.

In vielen gesellschaftlichen Bereichen bestehen soziale Konventionen, um die emotionalen Kräfte der Kritik zu zügeln, etwa für Arbeitszeugnisse oder als Regeln der Bewertung von Referaten innerhalb universitärer Seminare. Derartige Praktiken des Kritisierens erscheinen nicht ohne Grund wenig authentisch, unehrlich oder doppelzüngig. Arbeitszeugnisse bedienen sich eines Codes, der die wahre Bedeutung der Worte verschleiert. Aber auch in weniger formalisierten Fällen sind Praktiken der Kritik nicht vollständig offen. Viele Dinge bleiben unausgesprochen, sei es, um das Gegenüber nicht zu verletzen, weil wir keine Chance sehen, mit unserer Meinung anerkannt zu werden, oder aber um der bewussten Täuschung willen. Wir haben also auch keine Garantie dafür, dass man uns gegenüber immer ehrlich ist. Darum zu wissen, macht uns tendenziell misstrauisch. Jeder Mensch weiß, dass er auf die ein oder andere Weise in der Kritik steht. Er kann aber nicht unbedingt damit rechnen, dass dies auch offen geschieht. Die Frage, ob ein Gegenüber ehrlich ist, können wir nur indirekt, also über eine Interpretation des Verhaltens dieser Person ergründen. Gleichzeitig wissen wir aber, dass wir niemals die tatsächlichen Meinungen unseres Gegenübers werden aufdecken können. Diese Zusammenhänge begründen den hohen Stellenwert der *Ehrlichkeit*. Ressentiments entstehen weniger durch offene Gespräche über divergierende Meinungen – Missverständnisse einmal ausgeschlossen – als vielmehr durch die Vermutung, es könne unausgesprochene Vorbehalte oder Unehrlichkeiten geben. Aber Ehrlichkeit um jeden Preis ist auch keine Lösung. Es wäre egomatisch, würde man seine Mitmenschen über alle Regungen des eigenen Empfindens informieren. Alle noch so kleinen negativen Gefühle dem Anderen gegenüber zur Sprache zu bringen, verkennt die Verantwortung, die man vor sich selbst hat. Es gilt mit den eigenen Gefühlen umzugehen. Wo aber liegt die Schwelle, ab der etwas angesprochen werden sollte, und in welchen Fällen ist es besser, einen Ärger für sich zu behalten? Vorbehalte zu verschweigen erscheint als Unehrlichkeit und wird in der Regel als Vertrauensbruch oder gar Respektlosigkeit empfunden. Wann also sprechen und wann schweigen? Misstrauen und Ressentiments belasten Beziehungen langanhaltend und nachhaltig. Einmal etabliert, können sie nur schwer ausgeräumt werden, aber Vermittlung kann helfen, die Situation zu klären.

Die Personen aus dem engsten Kreis unserer Angehörigen und Freunde sind uns besonders wichtig. Untersuchen wir unsere Ansprüche an diese Personen, können wir der Frage nach möglichen Formen der Artikulierung von Kritik noch näher kommen. Bei uns nahestehenden Menschen ist uns Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit besonders wichtig, weil wir uns insbesondere im privaten Umfeld unbefangen und sicher fühlen wollen. Bei Freundschaften geht es nicht nur um Passung im Sinne gleicher Interessen. Wir erwarten, dass Freunde uns auch in unseren unbequemen Eigenschaften annehmen und akzeptieren können. Darüber hinaus vertrauen wir ihnen, dass sie uns im Falle unangemessenen Verhaltens dies auf eine Art und Weise zu verstehen geben, die wir auch annehmen können. Oft sind sie vielleicht sogar die einzigen, von denen wir solche Zurechtweisungen akzeptieren. Wahrscheinlich erwarten wir auch, dass sie, sofern das nötig wird, Interesse an einer ehrlichen Aussprache haben. Potenzielle Freunde beurteilen wir also auch dahingehend, ob sie die menschliche Größe haben, uns zu sagen, wenn sie etwas stört. Sind wir einigermaßen selbtkritisch, dann möchten wir wohl kaum, dass jemand lediglich versucht, durch Schmeicheleien äußerlich den Frieden zu bewahren, wo schon lange Zwietracht brodelt.

Diese *erste zwischenmenschliche Dimension* von Kritik verweist damit auf eine gesellschaftstheoretisch kaum beachtete Kategorie, nämlich die der *Beziehung*. In verschiedenen Kontexten setzen sich Parteien gegenseitig in einer ihnen eigenen Weise in Bezug zueinander, nicht nur als ›Freunde‹, ›Geschäftspartner‹ oder ›politische Rivalen‹. Ihre Beziehungen werden durch die spezifischen Verhaltensweisen hervorgebracht, die sie zwischen einander etablieren. Damit fixieren sich die Parteien auf eine bestimmte Haltung der jeweils anderen gegenüber. Diese kann beispielsweise vertrauens- oder erwartungsvoll sein. Damit prägen sie auch ihre Dispositionen bezüglich gemeinsamer Angelegenheiten für die Zukunft. Eine Beziehung verändert die Beteiligten, sodass sie ohne den Anderen nicht das wären, was sie schließlich geworden sind. Beziehungen entstehen durch und zwischen den beteiligten Parteien und sind dabei mehr als die Summe der Einzelparteien, sie sind die besondere Qualität des Dazwischen. Beziehungen entstehen pfadabhängig und die gegenseitige Kritik ist ein wesentlicher Einflussfaktor für ihre Entwicklung. Kritik kann rational und offen geübt werden, sie kann zur offenen Anfeindung werden, sie kann sich als verblümter Hinweis tarnen oder aber komplett verschwiegen werden. Je nachdem welche Formen sie annimmt, bestimmt sie den Charakter einer Beziehung.

Kritik birgt immer auch die Gefahr tiefer Kränkungen und dies verweist auf ihre *zweite zwischenmenschliche Dimension*, die schon angesprochene gesellschaftliche Konventionalisierung. Es gibt kulturelle Konventionen für Kritik, die nur schwer zu ergründen sind. In der amerikanischen Einschätzung ›there is room for improvement‹ liege, so wird

gesagt, freundlich verpackt sehr scharfe Kritik. Im asiatischen Kontext sollte im Bereich geschäftlicher Beziehungen besser keine Kritik geübt werden, denn sie würde unweigerlich als Beleidigung empfunden. In Deutschland hingegen schätzen wir, zumindest gängigen Lippenbekennissen zufolge, die sachliche, angemessene und dadurch – so nehmen wir an – produktive Kritik. Während wir versuchen, Studierenden in wissenschaftlichen Seminaren derartiges Kritisieren beizubringen und derartige Kritik anzunehmen, legen wir aber in anderen Bereichen ein vollkommen anderes Verhalten an den Tag. So bestehen Gutachten, wie auch die schon erwähnten Arbeitszeugnisse, nicht selten aus Superlativen des Lobes. Dadurch verbleibt die wirkliche Einschätzung des Gutachters im Nebel und die Bewertung ist offen für verschiedenste Interpretationen. Es gibt also kontextbedingte Praktiken der Kritik, die vom Wunsch zeugen, gewisse Regeln dafür zu haben, wie wir angemessen mit der zwischenmenschlich heiklen Tatsache umgehen sollen, dass wir jemanden bewerten müssen.

Kontextspezifische Kulturen der Kritik folgen Richtlinien, die jeweils für das spezifische Anwendungsgebiet den Umgang mit den in diesem Kontext relevanten Moralvorstellungen regeln. In diesem Komplex sind in der Regel nicht nur die Verantwortlichkeiten der zu kritisierenden Person verfasst, sondern auch die Regeln der Kritik. Im Sinne von Beziehungsweisen regeln Konventionen der Kritik die spezifischen Verantwortlichkeiten sozialer *counterparts* untereinander, etwa die zwischen Studierenden und Lehrenden, Bürgern und Verwaltungsangestellten oder Tatverdächtigen und Richterinnen und Richtern. Im Falle gerichtlicher Entscheidungen wird dies deutlich: Es wird besonderes Augenmerk auf die Regelhaftigkeit des Verfahrens gelegt, denn es geht darum zu klären, ob einer angeklagten Partei Schuld zugesprochen werden kann oder nicht. Es soll geklärt werden, ob eine Person für bestimmte Folgen ihres Handelns verantwortlich gemacht werden kann. Dabei wird die Entscheidung über das Strafmaß aber nicht nur am Vergehen selbst, sondern auch an der Schuldfähigkeit und am Maß der Einsicht der oder des Angeklagten festgemacht. Zudem wird erörtert, ob nicht bestimmte Bedingungen, unter denen die Tat stattfand, als strafmildernd anerkannt werden können. Praktiken des Kritisierens umfassen demnach nicht nur das Verfahren und die Regeln, sondern auch, wie diese auf die jeweiligen Besonderheiten des Einzelfalls bezogen werden sollen. Dies verweist auf eine im Rahmen dieser Untersuchung wichtige Tatsache. Urteile über Personen sollten immer unter Betrachtung der konkreten Bedingungen des Einzelfalles gefällt werden, andernfalls werden sie möglicherweise nicht als gerecht empfunden. Es gibt kontextspezifische Praktiken der Kritik, die die spezifische Verantwortung von Personen in spezifischen Verantwortungsberächen überprüfen. Kritik selbst ist wiederum ein Mittel, diese Praktiken auf einer höheren Ebene zu prüfen und weiterzuentwickeln.

An der Aufgabe, die Kritik übernehmen soll, orientiert sich ihre *dritte zwischenmenschliche Dimension*. Kritisieren ist eine ganz alltägliche Tätigkeit. Sie soll regulieren. Wir äußern Kritik, wenn wir unzufrieden sind, wenn uns etwas missfallen hat. Wir äußern Kritik, wenn wir wollen, dass sich bestimmte Dinge ändern. Was uns stört, soll nicht wieder vorkommen. Kritik erfüllt damit eine soziale Funktion, denn sie reglementiert, gleicht aus und trägt, wenn möglich, zu Verbesserungen bei. Dabei hat sie aber wie schon angedeutet eine gewisse zwischenmenschliche Brisanz. Sie rüttelt an Emotionen. Es ist nicht angenehm, gesagt zu bekommen, etwas nicht richtig gemacht zu haben. Es ist schmerzlich zu hören, sich wohl unangemessen verhalten oder die Erwartungen, die in einen gesetzt wurden, nicht erfüllt zu haben. Es bedarf einer gewissen menschlichen Größe, um Kritik annehmen zu können. Wird vor initial aufkommenden negativen Gefühlen kapituliert, ist es unmöglich zu erkennen, welche Chancen des Wachsens in diesen Momenten liegen. Gelingt es, aus der Kritik zu lernen, kann dies retrospektiv durchaus als zufriedenstellend erlebt werden. Zu der hierzu notwendigen Selbsterkenntnis ist in der Regel aber das Eingeständnis eines Fehlverhaltens notwendig, ebenso wie die Anerkennung der Position des Anderen und die Einsicht in die Effekte des eigenen Handelns. Es bedarf eines gewissen Empfindens von Scham oder Schuld, um sich für die Zukunft ein verändertes Verhalten vorzunehmen. Es erfordert eine selbtkritische Haltung. Um derartige ›menschliche Größe‹ zu beschreiben, ist ein Begriff von *Persönlichkeit* notwendig, der allerdings, wie auch der Begriff der Beziehung, in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften eher stiefmütterlich behandelt wird.

Es ist naheliegend, dass Kritik unter bestimmten Umständen elementar zur Entwicklung der Persönlichkeit eines Menschen beitragen kann. Kritik ist immer ein wenig aufregend, wenn nicht gar anstrengend. Menschen haben deswegen in unterschiedlichem Maße die Tendenz, Kritik zu meiden. Viele lassen sich nicht gerne in Frage stellen und kritisieren deswegen auch ihre Mitmenschen nicht gerne. Weil aber Kritik Gefühle evoziert, ist es nicht gleichgültig, wie sie geäußert wird. Kritik kann nur ihr progressives Potenzial entfalten, wenn sie nicht nur den Impuls eines feindlichen Dagegens enthält, sondern auch die Fähigkeit besitzt, diesen in einen vermittelnden Impetus zu verwandeln. Kritik fordert die Kritikerinnen und Kritiker wie auch die Kritisierten in ihren *Persönlichkeiten* heraus. Manche Personen haben Strategien entwickelt, jeglichen Ansatz von Kritik zu unterbinden. Autoritäre Persönlichkeiten versuchen gerne, Kritik mundtot zu machen. Eine übermäßig selbstbewusste Persönlichkeit kann geflissentlich alle Anzeichen von Kritik übersehen und eine unsichere Persönlichkeit kann versuchen, Kritik zu umgehen, indem sie in vorauselendem Gehorsam gefällig handelt. Derartige Vermeidungsstrategien verhindern, dass Kritik offen ausgehandelt wird. Auch wenn

wir vielleicht Angst vor Kritik haben, so wollen wir letztlich aber doch wissen, was unsere Mitmenschen von uns denken, ob sie etwa gerne mit uns arbeiten oder privat tatsächlich gerne Zeit mit uns verbringen. Nichts ist entwürdigender, als zu erkennen, dass uns jemand schon seit langem nach dem Mund redet. Wir sind dieser Person dann offensichtlich kein Gegenüber, das es wert wäre, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Wir wissen aber auch, dass wir manche Menschen darauf hinweisen müssen, dass sie uns gegenüber gerne Kritik äußern können. Zu erkennen was angemessen ist, erfordert Achtsamkeit gegenüber den Signalen, Reaktionen und Bewertungen der Mitmenschen. *Persönlichkeitsbildung* bedeutet demnach auch, die Fähigkeit zu schärfen, soziale Situationen zu beurteilen. Persönlichkeit bedarf demnach nicht nur einer selbstdritten Haltung, sondern auch einer offenen Haltung gegenüber anderen.

Manche Menschen aber sind sich selbst die schärfsten Kritiker.¹ Wird Selbstdkritik zu tiefgreifend, kann es auch geschehen, dass sich ein Individuum in seinen aktuellen Lebensbezügen selbst behindert. Um ein gutes Leben zu führen, bedarf es auch der Fähigkeit, die Widersprüche des eigenen Lebens annehmen zu können. Ab einem bestimmten Punkt muss man sich selbst zugestehen, dass es unmöglich ist, alle moralischen Erwartungen, seien es die eigenen oder die anderer Menschen, hundertprozentig zu erfüllen. In Demut muss darauf vertraut werden, dass auch andere von dieser Voraussetzung ausgehen und kein perfektes Verhalten von sich und anderen erwarten. Es trägt maßgeblich zur Stärkung der eigenen Persönlichkeit bei, wenn man Ambiguitätstoleranz entwickelt, also die Fähigkeit, das soziale Leben in seinen Widersprüchlichkeiten annehmen zu können. Nur so kann man sich, trotz des Wissens um die eigene Fehlbarkeit, im sozialen Leben angenommen fühlen und soziale Sicherheit empfinden. Es muss vorausgesetzt werden, dass die Mitmenschen Toleranz für ein gewisses Maß an Fehlverhalten haben, so wie man selbst auch ihnen Fehler zugesteht und Respekt entgegenbringt. Man muss erst einmal in Vorleistung gehen, um sehen zu können, ob dieses Vertrauen erwidert wird. Beziehungen sind immer asymmetrisch und bedürfen deswegen eines gefestigten eigenen Standpunktes.

Aber auch einer Persönlichkeit mit gut ausgebildetem Selbstbewusstsein bleibt im sozialen Leben immer eine Restunsicherheit. Es bleibt immer eine Spannung zwischen dem, was eine Person als eine gesellschaftliche Erwartungshaltung erkennt, und dem, was sie bereit ist, tatsächlich für die Gemeinschaft zu leisten. Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht von Zeit zu Zeit auch mit einigen etablierten Regelungen und Verfahrensweisen in Konflikt gerät. Auf der einen Seite tendiert wohl jede Person zur Anpassung, denn ihr sind die Urteile der anderen in der Regel

¹ Generisches Maskulinum, da hier eine Funktion angesprochen ist, keine Person.

nicht unwichtig. Auf der anderen Seite aber fühlt sie auch wiederholt den Stachel der Empörung. Jede Person muss für sich selbst diese Grenze zwischen Anpassung und Selbstbehauptung ziehen. Wann ist es gerechtfertigt, mich zu empören? Wann ist es Zeit, offen Kritik zu üben? Bin ich zu hart mit meinen Urteilen? Muss ich im Umkehrschluss nicht auch damit rechnen, dass mir mit gleicher Härte begegnet wird? In dieser *Dialektik des Selbst* werden Individuen durch Kritik und Selbstdiskussion beständig zwischen Anpassung an die Gemeinschaft und Selbstbehauptung innerhalb der Gemeinschaft hin und her geworfen. In dieser Dialektik bildet jedes Individuum einen ihm eigenen *Willen zur Verantwortung* aus. Indem sie ihre Verantwortung für andere und für sich selbst bestimmen, werden Individuen zu Personen. Dabei ist im Spektrum möglicher Ausprägungen eine grenzenlose Vielfalt möglich. Gemeinschaften sind damit notwendigerweise divers.

Der Begriff der Person verweist auf die grundlegende Sozialität des menschlichen Lebens und auf die Idee einer gelingenden Vergemeinschaftung von Individuen. Aber der Prozess der Persönlichkeitsbildung muss nicht zwingend in dem Sinne gelingen, als dass die entstehenden Persönlichkeiten sich letztlich tatsächlich auch gemeinschaftsverträglich verhalten. Ein Personalismus muss sich also immer auch über die Grenzen angemessenen Verhaltens verständigen. Diese Tatsache hat der *klassischen Philosophie der Person* den Vorwurf eingebracht, sie stelle in der Formulierung der Bedingungen, unter denen sich menschliche Würde verwirklicht, immer auch die Frage, was nicht mehr als ein menschenwürdiges Leben angesehen werden kann. In konservativer Manier werde dabei häufig die Geschlossenheit von Gemeinschaften gegenseitiger Anerkennung beschworen und damit auch Ausschließungen aus dieser Anerkennungsgemeinschaft begründet. In Abgrenzung dazu formuliert ein *kritischer Personalismus* ein dreifaches Aufgabenfeld. Er betont erstens die Tatsache, dass die Möglichkeiten, wie sich individuelle Persönlichkeitsentwicklungen in einer Gemeinschaft ausprägen können, von den sozialen Bedingungen in dieser Gemeinschaft abhängig sind. Er untersucht also verschiedene Praxiszusammenhänge auf ihre Persönlichkeitsprägende Wirkung. Damit erscheint Persönlichkeitsbildung als Verhandlungsfeld des Politischen. Darüber hinaus aber nimmt ein kritischer Personalismus zweitens die Verantwortung der Gemeinschaft ernst, im Sinne des Gemeinwohls auch Grenzen akzeptablen Verhaltens festlegen zu müssen. Es muss verhandelt werden, was als untragbares Verhalten justizial sein soll, was als pathologisch angesehen werden kann und wie solche Fälle verhandelt werden. Auch kommen Persönlichkeitsbilder in den Blick, die ihre Trägerinnen und Träger dazu neigen lassen, entgegen dem Gemeinwohl Ungerechtigkeit, Ungleichheit oder ökologische Problematiken zu befördern und, wo vorhanden, ihren gesellschaftlichen Einfluss oder ihre Stellung entsprechend auszunutzen. Zudem erscheint

Persönlichkeit als Verhandlungsfeld des Politischen in Fragen danach, welche Fähigkeiten und Dispositionen für spezifische Berufe, Stellungen oder Ämter als erforderlich oder geeignet angesehen werden sollen. Darauf hinaus erkennt der kritische Personalismus drittens die persönlichkeitsprägende Wirkung der Kritik und sieht entsprechend die Notwendigkeit, nicht nur Gegnerschaft, sondern auch einen vermittelten Impuls zu pflegen. Streit und Konflikt sind nichts Schlechtes, solange auch wieder der Versöhnung stattfindet. Auseinandersetzungen sind eine Möglichkeit, Standorte deutlich zu machen. Von hier aus kann sich gegenseitiges Verständnis entwickeln. Dies gelingt allerdings nur, sofern auch wieder ein Schulterschluss der Kontrahenten stattfindet. Findet keine Annäherung statt, dann führen Konflikte zu langanhaltenden Spannungen und womöglich zu Spaltung. In individualisierten Gesellschaften aber, in denen Menschen sich scheinbar flexibel neuen sozialen Kontakten zuwenden können, scheint die Fähigkeit zur Versöhnung zu schwinden. Es lässt sich damit eine besondere Verantwortung der Kritik erkennen.

Zum Aufbau dieses Buches

Dieses Buch beschreitet einen Weg von der empirischen Forschung in die Theorie und wieder zurück. Die Motivation, es zu schreiben, hat ihren Ursprung in ethnographischen Felderfahrungen im südlichen Afrika, zahlreichen Projekten in deutschen Städten und den Erfahrungen als Nachwuchswissenschaftler in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin. Empirische Forschung im Globalen Süden zu betreiben, führt unweigerlich zum Kontakt mit Positionen, die diese Art der Forschung vehement kritisieren. So war zu beobachten, wie einige Kolleginnen und Kollegen über die Auseinandersetzung mit identitäts- und intersektionalitätstheoretischen Argumenten, postkolonialen Theorien oder der Postdevelopmentdebatte scheiterten und sich von der empirischen Forschung abwenden. Gründe, an dieser Arbeit festzuhalten, können hingegen sein, dass sich darin irgendwie doch eine Möglichkeit der Verständigung erkennen lässt, eine Hoffnung darauf, Brücken bauen zu können und eventuell sogar einen Beitrag hin zu einer Symmetrie in den internationalen Beziehungen leisten zu können. Genau diese Haltung aber erfordert heute mehr denn je eine Begründung und so geschieht die Bewegung von der Praxis in die Theorie in der Hoffnung, Theoretikerinnen und Theoretiker diesbezüglich auf eine vielleicht neue Art anzusprechen. Die empirische Erfahrung hat mich zu verschiedenen Theoriekomplexen geführt. Ich sehe meine Aufgabe deswegen weniger darin, diese in ihrer ganzen Breite und Tiefe darzustellen, als vielmehr zu beschreiben, wie sie im Zusammenhang meiner Erfahrungen Sinn

ergeben. Im weitesten Sinne ist dieses Buch also eine *Grounded Theory*, die nicht zuletzt dazu befähigen soll, empirisches Arbeiten verantwortungsvoll zu gestalten.

Das *erste* Kapitel beginnt damit, überbordende Effekte der Kritik zu beschreiben. Es ist weniger die Theorie der Kritik als vielmehr die praktisch gelebten Formen von Kritik, die als Ursachen für die *Krise der Kritik* angesehen werden (u.a. Latour; Nassehi; Weiß; Edlinger). Wenn Kritik hier auf dem Prüfstand steht, dann nicht, um generell diskreditiert zu werden. Vielmehr geht es darum, die Schlagseite aufzuzeigen, die die Kritik bekommen hat. Schlagseite entsteht, wenn sich Gewichte ungleichmäßig auf eine Seite verschieben. Erster Schritt ist es also, den Ort ausfindig zu machen, an dem sich zu viel Gewicht angesammelt hat. Dann muss es darum gehen, zu sehen, wo Platz für ein Gegengewicht ist. Gelingt es dann, auch der anderen Seite wieder mehr Gewicht zu verleihen, besteht Hoffnung, dass sich das Schiff wieder aufrichtet. Dazu wird Kritik in verschiedenen theoretischen Grundlegungen reflektiert. Der Blick auf den Praxisbezug kritiktheoretischer Arbeiten (u.a. Boltanski; Stahl; Celikates; Jaeggi) identifiziert einen weit verbreiteten Hang der Kritik, sich als Opposition zu verstehen. Eine genealogische Betrachtung (Röttgers) zeigt aber, dass Kritik dabei Gefahr läuft, einen zentralen Aspekt ihrer selbst zu verlieren, nämlich den der Vermittlung (Dewey).

Das *zweite* Kapitel folgt dem Begriff der Verantwortung von den Debatten der 1970er und 80er Jahre (u.a. Jonas; Apel; Habermas; Gilligan) über die Kritik an der Responsibilisierung, die sich im Zuge der konservativen Revolution entwickelte (Mounk), hin zu jüngeren Arbeiten, die Verantwortung verstärkt im Sozialen verortet sehen (u.a. Banzhaf; Buddeberg; Nida-Rümelin). Fragen der Verantwortung zeigen sich dabei als ein Kern von Kritik. Wir kritisieren das, was wir für verantwortungslos halten, und entwickeln einen jeweils individuellen Willen zur Verantwortung. Das Kapitel thematisiert die in einigen Arbeiten angedeutete theoretische Abzweigung in Richtung Personalität und Persönlichkeit, bis diese schließlich als ein Ansatzpunkt für eine anthropologische Bestimmung von Verantwortung erkennbar wird. Verantwortung geht demnach aller Sozialität voraus (Lévinas) und widerspricht der rationalistischen Suche nach Gewissheit (Dewey). Das Paradox der Verantwortung zeigt sich darin, dass jede Person, die Verantwortung übernehmen möchte, das in dem Wissen darüber tun muss, dass sie sie nicht vollständig wird beherrschen können. Verantwortung zeigt sich in der Bejahung des sozialen Zusammenhangs (Gilligan), in den man als Mensch geworfen wurde und in dem man beständig versucht, sich geeignet zu positionieren. Die Reflexion über den individuellen Sinn von Verantwortung ist der Zugang zu den Werthaltungen hinter unseren Überzeugungen. In der Regel glauben wir etwas oder vertreten eine Meinung, weil wir davon überzeugt sind, dass sich dadurch verantwortungsvolles Verhalten

begründen lässt. Im Falle vollkommen eigennützigen Verhaltens wird dies auch nicht selten mit derartigen Rechtfertigungen getarnt.

Das *dritte* Kapitel bildet den Kern dieser Abhandlung und formuliert eine transaktionale Anthropologie. Es beginnt mit einer Reflexion über die Grenzen und Möglichkeiten anthropologischer Perspektiven (Honneth & Joas). In einem Zwiegespräch zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und phänomenologischer Introspektion wird ein Bild davon entwickelt, was es bedeutet, ein Mensch in Gemeinschaft zu sein. Das Prinzip der Transaktion (Dewey & Bentley) dient dabei als Ausgangspunkt. Es geht davon aus, dass sich die Menschen in einem sozialen Zusammenhang gegenseitig in ihrer Subjektivität hervorbringen. Sie verweisen sich gegenseitig auf individuelle Plätze. Schließlich nimmt jedes Individuum Kraft seiner Personalität eine individuelle Position in einer Gemeinschaft ein und bestimmt gleichzeitig andere Individuen in deren Positionen. Dabei sind die Individuen weder vollkommen fremd- noch vollkommen selbstbestimmt. In einer Dialektik des Selbst bemühen sie sich einerseits um Anpassung an die Gemeinschaft. Dabei geraten sie andererseits partiell immer wieder in Konflikt mit den Regeln der Gemeinschaft und entwickeln dadurch auch einen Impuls zur Selbstbehauptung.

Die Philosophie der Person (u.a. Spaemann; Quante; Frankfurt; Geertz; Wiresdu) enggeführt mit einer kritischen Reflexion neurowissenschaftlicher Erkenntnisse (Searle; Libet; Roth; Singer) und Ansätzen der transaktionalen Persönlichkeitspsychologie (Allport) ergibt eine Vorstellung eingeschränkter menschlicher Autonomie. Die transaktionale Persönlichkeitspsychologie beschreibt Persönlichkeit als bestimmt durch individuelle psychophysische Voraussetzungen, Einflüsse der Umwelt und eigene kognitive Leistungen. Nur letztere öffnen die Tür einer begrenzten *agency*. Der Mensch hat die Möglichkeit, langfristig Einfluss auf seine Persönlichkeitsentwicklung zu nehmen. Die Möglichkeit zur Reflexion über das eigene Verhalten begründet die Befähigung, langfristig einen Willen zur Einflussnahme auf die Voraussetzungen des eigenen situativen Verhaltens zu festigen und zu befolgen. Der psychologische Begriff der Persönlichkeit umschreibt das Fremd- und Selbstverhältnis einer Person und die klassischen Persönlichkeitsmerkmale beziehen sich im Wesentlichen auf Sozialverhalten und soziale Kompetenzen. Eine etablierte Kategorisierung dieser Merkmale sind die sogenannten *big five*. Hierzu gehören Offenheit für neue Erfahrungen, Gewissenhaftigkeit, Extraversion, Verträglichkeit und Neurotizismus. Mit ihrer Persönlichkeit bildet eine Person also primär die individuellen Verhaltensweisen aus, mit denen sie sich sozial orientiert und der Gemeinschaft gegenüber positioniert. Damit entwickelt jede Person einen individuellen Willen zur Verantwortung durch den sie auch der gesellschaftlichen Position, die sie bekleidet, und den Rollen, die sie übernimmt, ein individuelles Gesicht gibt. Vergemeinschaftung bedeutet demnach zwingend Diversität. Damit müssen auch

Dissens und Konflikte als zwingende Elemente von Gemeinschaft anerkannt werden. Gemeinschaften sind keine ›starken‹ Gemeinschaften uneingeschränkt geteilter Werte, sondern immer ein gemeinsames Ringen darum, welche Werte aktuell Geltung erhalten und wie diese Werte interpretiert und angewendet werden sollen. Es geht also nicht im rationalistischen Sinne um die Universalität von Moral, sondern um situative Bestimmungen der Grenzen akzeptablen Verhaltens. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer Kritik als Mediation, denn der Hinweis auf Rationalität alleine wird biopsychophysisch konstituierte Menschen niemals dazu veranlassen, herrschaftsfreie, gleichberechtigte Diskurse zu führen. Kritik verstanden als Mediation kann Hilfestellung zum gegenseitigen Verständnis leisten und darüber hinaus auch kritisch über das Verfahren der Verständigung wachen. Dabei sollte sie sich um Verfahrensgerechtigkeit bemühen, indem sie versucht, wenn möglich, bestehende Asymmetrien auszugleichen.

Das *vierte* Kapitel fasst die wesentlichen Aspekte des vorangegangenen Kapitels zusammen, damit im darauffolgenden Kapitel daraus methodologische Schlüsse abgeleitet werden können. Es ergibt sich ein subjektkritisches Denken (Foucault; Butler; Dewey), dass aber auch Handlungsfreiheit konzipiert und dadurch einen Begriff moralischer Reife formulieren kann, die in der Fähigkeit einer Persönlichkeit besteht, sich im Sinne des Gemeinwohls selbst zu regulieren. In diesem Zusammenhang werden auch Fragen des Widerstandes und Möglichkeiten herrschaftsfreier Vergemeinschaftung diskutiert.

Das *fünfte* Kapitel zeigt, auf welche Weise Fragen der Positionalität im kritischen Denken, insbesondere in identitätspolitischen Ansätzen, einen zentralen methodologischen Stellenwert einnehmen (u.a. Bourdieu; Foucault & Deleuze; Spivak; Haraway). Die Unterscheidung zwischen identifizierendem und vermittelndem Denken (Dewey; Lévinas) erlaubt es, die Betrachtung von Positionalität in eine Verhandlung verschiedener Grade von Parteilichkeit zu überführen. Anstelle der Identifizierung einzelner Positionen wird gefragt, was an diesen Positionen für die jeweils anderen Beteiligten unverständlich ist. Mediation hat demnach die Aufgabe, einen gemeinsamen Verstehenshorizont herzustellen. Es wird deutlich, dass die damit verbundenen vermittelnden Ansprüche von All- und Überparteilichkeit leichter und ehrlicher vertreten werden können als die bei genauerer Betrachtung doch sehr pauschale Forderung nach Reflexion der eigenen Positionalität.

Im *sechsten* Kapitel werden zentrale Aspekte einer Kritik als Mediation vorgestellt. Dabei geht es insbesondere darum zu klären, welche besonderen Ansprüche sich für akademisches Arbeiten ergeben. Zu Mediation als Methode der Konfliktlösung in konkreten interpersonalen Situationen existiert umfangreiche Literatur, die unterschiedliche Verfahren, Anwendungsbereiche und Fallstricke beschreibt. Diese

Charakteristika von Mediation werden systematisch auf akademisches Arbeiten übertragen. Zudem wird auf Fragen von Macht, Herrschaft und Gewalt eingegangen und erklärt, warum Kritik als Mediation auch tatsächlich kritisch ist. Es werden auch unterschiedliche Anwendungsbereiche und Vorgehensweisen identifiziert.

Das *siebte* Kapitel fasst das Selbstverständnis einer Kritik als Mediation zusammen. Es zeigt sich, dass Kritik immer sowohl Opposition wie auch Mediation braucht und dass eine Kritik jeweils abschätzen sollte, welche Haltung im vorliegenden Fall angemessen ist. Dabei ist es insbesondere wichtig, die Grenzen von Mediation zu kennen.

Das *letzte* Kapitel bezieht die zentralen Aspekte des Buches auf einen breiteren gesellschafts- und sozialtheoretischen Kontext (u.a. Rawls; Sandel; Sen; Hoffmann-Riem). Fragen von Gerechtigkeit und Freiheit in der Demokratie zeigen, dass weder im kommunitaristischen Sinne ›Gemeinschaft‹ noch im libertären Sinn ›Freiheit‹ idealisiert werden sollte. Gemeinschaft und Freiheit bedingen sich gegenseitig. Dabei darf weder das eine noch das andere ein Primat über das jeweils andere erhalten. Jede Einzelperson entwickelt ihre Persönlichkeit innerhalb einer Gemeinschaft und damit auch einen individuellen Willen zur Verantwortung. Persönlichkeitsentwicklung aber kann nicht allein dem Individuum angelastet werden. Seine Fähigkeit zur reflexiven Selbstführung kann allein niemals ausreichen, die paradoxe Unmöglichkeit von Verantwortung zu erfüllen. Deswegen darf Persönlichkeit auch keinesfalls repressiv sanktioniert werden. Repression sollte allein der Rechtsstaatlichkeit obliegen. Es gibt aber ein breites Spektrum sozialen Verhaltens, das als ungerecht empfunden wird, aber nicht justizierbar ist. Werden derartige Fälle nicht beachtet, dann besteht nicht nur die Gefahr, dass Empfindungen von Unrecht andauern, sondern auch, dass sich Praktiken entwickeln, die dieses Unrecht etablieren und normalisieren. Derartige Fälle bedürfen in besonderem Maße des Versuches, sie verständigungsorientiert als unangemessenes Verhalten zu identifizieren. Unter Umständen können so auch die Grenzen der Rechtsfähigkeit angemessen angepasst werden.

Wenn erkannt wird, dass Gemeinschaft immer Diversität im Sinne einer unendlichen Vielfalt individueller Persönlichkeiten bedeutet und dass damit zwingend Dissens entsteht, dann lässt sich die Notwendigkeit von Mediation erkennen. Mediation verschreibt sich der Gemeinschaftsbildung. Dabei strebt sie aber keine Gemeinschaft an, die sich durch eine ›starke‹ identitätsstiftende affektive Bindungskraft an gemeinsame Werte auszeichnet, sondern eine Gemeinschaft der weichen Bindungen im gegenseitigen Erkennen der Andersartigkeit eines jeden Einzelnen. Weder Vergemeinschaftung noch Freiheit sind möglich, wenn individuelle Interessen, Befindlichkeiten, Ansichten und Persönlichkeiten nicht verständigungsorientiert verhandelt werden. Da dies in Assoziationen

biopsychosozialer Wesen aber nicht allein der erkennenden Rationalität überantwortet werden kann, ist eine vermittelnde Instanz notwendig. Kritik als Mediation kann hier ihren Beitrag zur Gemeinschaftsbildung leisten.

Anmerkungen zur gendersensiblen Sprache

In dieser Arbeit möchte ich dem Umstand Rechnung tragen, dass nicht alle Bezeichnungen gleichermaßen die Vorstellung männlicher wie auch weiblicher Personen evozieren. Ich werde mich also um gendersensible Sprache bemühen. Da das Binnen-I und das Gender-* nach den Rechtschreibregeln falsch sind, werde ich diese nicht einsetzen. Ich werde also meist sowohl die weibliche als auch die männliche Form ausschreiben.

Bestimmte Termini verwende ich als technische Neutren. So zeichnet sich beispielsweise der Begriff ›Akteur‹ dadurch aus, dass er allerlei Körperschaften, etwa Betriebe oder Vereine benennen kann. Diese Fähigkeit verliert er augenblicklich, wenn er gegendert wird. Einen ›Menschen‹ von einer ›Menschin‹ zu unterscheiden würde auch der Funktion des Terms »Mensch« als Gattungsbegriff widersprechen. Auch die Begriffe ›Partner‹ oder ›Gegner‹ verstehe ich als Bezugnahmen auf ein Beziehungsverhältnis, in dem das Geschlecht der Einzelpersonen nicht das wesentliche Merkmal ist. Deutlicher wird das insbesondere bei ›Ehepartnern‹. Dieser Term bezeichnet eine Einheit zwischen wie auch immer geschlechtlich gearteten Einzelpersonen. Hier jeweils ›Partnerinnen und Partner‹ einzusetzen, würde die spezifische Beziehungshaftigkeit, von der gesprochen werden soll, auseinanderreißen. Ebenso verhält es sich im Fall des ›Bürgers‹. Als technischer Terminus bezeichnet ›Bürger‹ ein spezifisches Verhältnis des Individuums zum Staat und bedarf meines Erachtens nicht des Genderns. Anders verhält es sich natürlich, wenn Menschen direkt angesprochen werden, beispielsweise wenn zu einer Veranstaltung eingeladen wird. In der Annahme, dass Frauen sich vielleicht weniger adressiert fühlen könnten, ist es in diesem Fall angemessen, ›Bürgerinnen und Bürger‹ anzuschreiben. Wiederum aber ist das Gendern bei zusammengesetzten Substantiven wenig sinnvoll, also etwa, wenn Bürgerinnen und Bürger protestieren. Dies als ›Bürgerinnen- und Bürgerproteste‹ zu bezeichnen, spaltet die Vorstellung einer sozialen Bewegung auf unschöne Weise, schließlich haben wir es hierbei nicht mit zwei getrennt marschierenden Gruppen zu tun. Ebenso ist das Gendern von Gruppenbezeichnungen nicht zielführend, beispielsweise ›Patientinnen- und Patienten Kohorte‹. Wo sich derartige Termini nicht vermeiden lassen, verwende ich das generische Maskulinum.

In diesem Buch wird viel von Individuen und deren Umgang mit sich selbst und anderen die Rede sein. Nicht selten müssen viele Relativsätze das Gesagte präzisieren. Das Vorhaben, dabei immer sowohl die weibliche wie auch die männliche Form auszuschreiben, kann demnach sehr umständlich werden. In manchen Nebensätzen werde ich deswegen vereinfachen. In der Regel stehen bestimmte Subjekte im Zentrum der Aufmerksamkeit. Diese werden in jedem Fall gegendert. Im weiteren Zusammenhang werden aber meist noch viele weitere Identitätskategorien benannt. Für diese Nebendarstellerinnen und -darsteller werde ich, wenn möglich, eine generische Form wählen, insbesondere wenn es andernfalls unschöne Wortschlangen zur Folge hätte. Es kann also vorkommen, dass in einem Abschnitt nur die Subjekte gegendert werden, die im Sinnzusammenhang aktiv sind. In einigen Fällen entscheide ich mich in dieser Arbeit aber auch bewusst für das generische Maskulinum oder Femininum. Dies geschieht etwa, wenn spezifische Sachverhalte in Beispielen exemplarisch anhand der Vorstellung einer Einzelperson verdeutlicht werden sollen. Diese Einzelperson kann naturgemäß nur entweder männlich, weiblich oder divers sein. Wenn möglich entscheide ich mich dann für die Form, die intuitiv weniger wahrscheinlich ist. Die Idee dahinter ist, einen mit diesen Termini möglicherweise einhergehenden *gender-bias* zu visibilisieren. Das ist selbstverständlich jeweils eine subjektive Einschätzung.

Ich wähle also keinen konsequenten, sondern einen willkürlichen Umgang mit den Genderformen. Überall dort, wo eine Thematik oder ein Beispiel eingeführt wird, werde ich darüber nachdenken, ob systemische Ungleichheiten bezüglich dieser Thematik zu beachten sind. Ich werde mich jeweils für die in meinen Augen angemessene Form entscheiden. Eine gendersensible Sprache soll ein Bewusstsein für bestehende Ungleichheiten schaffen. In der Regel sind es Frauen oder diverse Menschen, die sich nicht angemessen repräsentiert fühlen. Das dies nicht in jedem Fall gleichermaßen ein Moment der Benachteiligung ist, zeigt sich insbesondere dort, wo in dieser Arbeit von unrühmlichen Kategorien, wie etwa ›Psychopathinnen‹ und ›Psychopathen‹, die Rede ist. Das generische Maskulinum hat keineswegs immer den Effekt, Frauen und Menschen, die sich in keine der binären Geschlechterkategorien einordnen können, aus der Vorstellung statushoher sozialer Kategorien auszublenden. In gleichem Maße blendet das generische Maskulinum sie auch potenziell von negativ konnotierten Bezeichnungen aus. Ich verstehe Gendern deswegen nicht in allen Fällen im Sinne der Gleichberechtigung für gleichermaßen zwingend oder angemessen. Auch verkompliziert das konsequente Gendern manche Redeweisen derart, dass dies dem Lese- fluss massiv abträglich ist, wie etwa in folgendem Fall: »Es zeigt sich, dass jede und jeder für sich selbst die Pflicht hat, seine oder ihre persönliche Verantwortung in Bezug auf ihre oder seine Mitarbeiterinnen und

ANMERKUNGEN ZUR GENDERSENSIBLEN SPRACHE

Mitarbeiter zu bestimmen«. Darüber hinaus gibt es für manche Sinnzusammenhänge auch tatsächlich keine funktionierende Lösung. Was ist zum Beispiel das richtige persönliche Fürwort bei einem sächlichen Begriff wie dem ›Individuum‹? Wird es in ›seiner‹ oder ›ihrer‹ Freiheit beschränkt? Auch gibt es für den Fall, dass man von Berufen sprechen möchte, keine Lösung. Wenn ich vom Beruf ›Bäcker‹ spreche, dann nehme ich damit nicht einzelne Bäckerinnen oder Bäcker und auch nicht Backende in den Blick, sondern einen gesellschaftlichen Aufgaben- und Funktionszusammenhang, der sich nicht in der Tätigkeit des Backens erschöpft. Trotz all dieser Schwierigkeiten möchte ich die Leserinnen und Leser aber nicht mit Floskeln abspeisen, wie etwa der Beteuerung, dass mit den männlichen Formen selbstverständlich alle Geschlechter ange- sprochen seien. Ich mache es mir deswegen zur Aufgabe, im Einzelfall eine angemessene Entscheidung zu treffen.